



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

**BORIS
JOHNSON**

**DER
CHURCHILL
FAKTOR**

Übersetzt aus dem Englischen von
Norbert Juraschitz und Werner Roller

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»The Churchill Factor. How One Man Made History«

im Verlag Hodder & Stoughton Ltd, London

© Boris Johnson 2014

Für die deutsche Ausgabe

© 2015 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: Rothfos und Gabler, Hamburg

Unter Verwendung eines Fotos von Yousuf Karsh, Camera Press,

London (Winston Churchill, Umschlagvorderseite)

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-94898-1

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der

Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische

Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Für Leo E. Johnson

INHALT

Einleitung: Ein Hund namens Churchill	9
1 Hitlers Angebot	15
2 Das Universum ohne Churchill	31
3 Ein Elefant im Porzellanladen	42
4 Der Randolph-Faktor	57
5 Kein Akt ist zu wagemutig oder zu nobel	70
6 Der große Diktator	85
7 Er machte die Sprache zum Schwert	102
8 Das Herz am rechten Fleck	121
9 My Darling Clementine	137
10 John Bull nimmt Gestalt an	154
11 »Der fortschrittlichste Politiker seines Zeitalters«	170
12 Kein Ruhm im Gemetzel	189
13 Die Schiffe, die marschierten	201

14	Ein Denkkapital mit 100 PS	218
15	Ein Roulettespiel mit der Geschichte	231
16	Eiskalt und skrupellos	257
17	Buhlen um Amerika	275
18	Der Riese von der geschrumpften Insel	292
19	Der Kalte Krieg und wie er ihn gewann	313
20	Churchill, der Europäer	334
21	Der Schöpfer des modernen Nahen Ostens	352
22	Wofür sein Name heute steht	378
23	Der Churchill-Faktor	396
	Zeittafel	405
	Dank	410
	Bibliographie	413
	Bildnachweise	424
	Anmerkungen	433
	Register	454

EINLEITUNG

EIN HUND NAMENS CHURCHILL

In meiner Kindheit bestand nicht der geringste Zweifel daran: Churchill war der wohl größte Staatsmann, den Großbritannien jemals hervorbrachte. Schon als kleiner Junge hatte ich eine recht konkrete Vorstellung von dem, was er geleistet hatte. Er hatte mein Land trotz aller Widrigkeiten und gegen den abscheulichsten Tyrannen, den die Welt jemals gesehen hatte, zum Sieg geführt.

Die Eckpunkte seiner Lebensgeschichte waren mir bekannt. Mein Bruder Leo und ich hockten ständig über Martin Gilberts biografischem Bildband *Life in Pictures*, bis wir die Überschriften auswendig kannten.

Ich wusste, dass er ein wahrer Meister der Redekunst war, und mein Vater zitierte (wie viele Väter unserer Generation) häufig seine berühmtesten Aussprüche; außerdem wusste ich schon damals, dass diese Kunst vom Aussterben bedroht war. Ich wusste, dass er komisch und respektlos und sogar gemessen am Standard seiner Zeit politisch inkorrekt war.

Beim Abendessen bekamen wir die zweifelhaften Anekdoten zu hören. Etwa jene, als Churchill auf dem stillen Örtchen sitzt und ihm mitgeteilt wird, der Lordsiegelbewahrer seiner Majestät wünsche ihn zu sprechen, darauf Churchill: Er sitze gerade selbst auf dem Thron. Und wir kannten die Anekdote, nach der ihm die sozialistische Abgeordnete Bessie Braddock angeblich vorwarf, er sei

betrunken, und er mit schockierender Grobheit erwiderte, dafür sei sie hässlich und er am nächsten Morgen wieder nüchtern.

Ich glaube, wir kannten schon damals in groben Zügen die Geschichte von dem Tory-Minister und der Wache ... Die meisten dürften sie kennen, aber wie dem auch sei. Ich hörte die autorisierte Version kürzlich von Sir Nicholas Soames, Churchills Enkel, beim Mittagessen im Savoy.

Selbst wenn man berücksichtigt, dass Soames ein großer Meister im Geschichtenerzählen ist, so ist an der Episode doch etwas Wahres dran – und sie sagt uns etwas über ein zentrales Motiv dieses Buches: über die Größe von Churchills Herz.

»Einer seiner konservativen Minister war ein Arschficker, wenn Sie wissen, was ich meine ...« (sagte Soames so laut, dass wohl die meisten Gäste im Saal es gehört hatten), »er war jedoch auch ein enger Freund meines Großvaters. Er wurde immer wieder erwischt, aber natürlich war die Presse damals nicht überall, und kein Mensch sagte etwas. Eines Tages strapazierte er jedoch sein Glück sehr, weil er überrascht wurde, als er um drei Uhr morgens einen Wachsoldaten im Hyde Park auf einer Bank vögelte – nebenbei bemerkt, es war Februar.

Das wurde sofort dem Fraktionschef mitgeteilt, der wiederum John ›Jock‹ Colville anrief, den Privatsekretär meines Großvaters.

›Jock‹, sagte der Fraktionschef, ›ich fürchte, ich habe schlechte Neuigkeiten über den Soundso. Es ist das Übliche, aber die Presse hat Wind davon bekommen, und es wird zwangsläufig ans Licht kommen.‹

›Oh, Mann‹, sagte Colville.

›Ich glaube wirklich, ich sollte rüberkommen und es dem Premierminister persönlich beichten.‹

›Ja, das ist wohl das Beste.‹

Also fuhr der Fraktionschef nach Chartwell [Churchills Landsitz in Kent] und betrat das Arbeitszimmer meines Großvaters, wo die-

ser an seinem Stehpult arbeitete. ›Ja, Fraktionschef‹, sagte er und drehte sich halb zu ihm, ›was kann ich für Sie tun?‹

Der Fraktionschef erklärte die delikate Situation. ›Er wird seinen Hut nehmen müssen‹, schloss er.

Es herrschte eine lange Pause, während Churchill an der Zigarre paffte. Dann sagte er: ›Habe ich das richtig verstanden, Sie sagten, Soundso sei mit einer Wache erwischt worden?‹

›Ja, Premierminister.‹

›Im Hyde Park?‹

›Ja, Premierminister.‹

›Auf einer Parkbank?‹

›Richtig, Premierminister.‹

›Um drei Uhr morgens?‹

›Das ist korrekt, Premierminister.‹

›Und das bei dem Wetter! Großer Gott, Mann, da ist man doch richtig stolz, Brite zu sein!‹«, schloss Soames seine Erzählung.



Ich wusste, dass Churchill als junger Mann unheimlich tapfer gewesen war, dass er mit eigenen Augen Blutvergießen gesehen hatte, dass man auf vier Kontinenten auf ihn geschossen hatte und dass er als einer der ersten Menschen in einem Flugzeug in die Luft stieg. Ich wusste, dass er sich in der Privatschule Harrow hier und da wie ein Flegel aufführte und dass er fast 1,68 Meter groß war und eine knapp 80 Zentimeter breite Brust hatte, und dass er sein Stottern, seine Depression und seine Probleme mit dem furchtbaren Vater überwunden hatte, um zu einem der größten Engländer aller Zeiten aufzusteigen.

Ich nahm an, dass er etwas Heiliges und Magisches an sich hatte, weil meine Großeltern die Titelseite des *Daily Express* von dem Tag aufbewahrten, an dem er im Alter von 90 Jahren starb. Ich war froh, ein Jahr vor seinem Tod auf die Welt gekommen zu sein: Je mehr

ich über ihn las, desto stolzer wurde ich, dass ich schon lebte, als er noch lebte. Deshalb erscheint es umso trauriger und seltsamer, dass er heute – fast 50 Jahre nach seinem Tod – Gefahr läuft, in Vergessenheit zu geraten oder zumindest unvollständig in Erinnerung zu bleiben.

Neulich kaufte ich mir eine Zigarre auf einem Flughafen in einem Land des Nahen Ostens, an dessen Entstehung Churchill höchstwahrscheinlich mitgewirkt hatte. Mir fiel auf, dass die Zigarre »San Antonio Churchill« genannt wurde, und ich fragte den Verkäufer im Duty-Free-Shop, ob er wisse, wer Churchill sei. Er las den Namen sorgfältig, und ich sprach ihm vor.

»Shursheel?«, fragte er und schaute verständnislos.

»Im Krieg«, sagte ich, »dem Zweiten Weltkrieg.«

Dann sah es so aus, als würde es ihm ganz leise dämmern.

»Ein ehemaliger Politiker?«, fragte er. »Ja, kann schon sein. Ich glaube. Ich weiß nicht.« Er zuckte die Achseln.

Nun, er macht seine Sache nicht schlechter als viele Kinder heute. Wer im Unterricht aufpasst, bekommt den Eindruck, dass er der Mann war, der gegen Hitler gekämpft hatte, um die Juden zu retten. Aber die meisten jungen Leute glauben, laut einer aktuellen Umfrage, dass Churchill der Hund in der Werbung für eine britische Versicherung sei.

Das ist in meinen Augen eine Schande, weil er doch so offensichtlich eine Persönlichkeit ist, die den jungen Leuten von heute gefallen müsste. Er war exzentrisch, überspannt, theatralisch, trug seine unverwechselbare Markenkleidung – und war ein absolutes Genie.

Einen gewissen Eindruck von diesem Genie möchte ich all jenen vermitteln, die sich dessen womöglich nicht ganz bewusst sind oder die es vergessen haben – und ich bin mir natürlich darüber im Klaren, dass so ein Unterfangen in gewisser Weise eine Frechheit ist.

Ich bin kein Historiker von Beruf, und als Politiker bin ich es nicht wert, ihm die Schuhe zu binden, nicht einmal die Schuhe

von Roy Jenkins, der eine hervorragende Biographie vorlegte. Als Churchill-Biograph wiederum bin ich Martin Gilbert, Andrew Roberts, Max Hastings, Richard Toye und vielen anderen unendlich verpflichtet.

Ich weiß wohl, dass jährlich an die hundert Bücher über unseren Helden erscheinen – nichtsdestotrotz bin ich überzeugt, dass es höchste Zeit für eine Neubewertung ist, weil eine angemessene Bewertung seiner historischen Leistungen keineswegs selbstverständlich ist. Die Soldaten des Zweiten Weltkrieges sterben nach und nach aus. Wir verlieren jene Menschen, die sich noch an den Klang seiner Stimme erinnern, und ich befürchte, dass wir – aus reiner Unwissenheit – Gefahr laufen, die Größe seiner Leistung zu vergessen.

Heutzutage sind wir mehr oder weniger überzeugt, dass der Zweite Weltkrieg mit dem Blut der Russen und dem Geld der Amerikaner gewonnen wurde. Auch wenn das in gewisser Hinsicht zutrifft, stimmt es ebenso, dass ohne Churchill Hitler so gut wie sicher gewonnen hätte.

Ich meine damit, dass die Gebietseroberungen der Nazis in Europa durchaus unumkehrbar hätten werden können. Wir jammern heute zu Recht über die Unzulänglichkeiten der Europäischen Union – und dabei haben wir den blanken Horror jener Welt vergessen, die durchaus im Bereich des Möglichen gelegen hatte.

Daran müssen wir uns heute erinnern, und uns vor Augen führen, in welcher Weise dieser britische Premierminister die Welt, in der wir leben, geprägt hat. Auf dem ganzen Erdball, von Europa bis nach Russland, von Afrika bis in den Mittleren Osten, stoßen wir auf Spuren seines kreativen Wirkens.

Churchill ist heute wichtig, weil er unsere Zivilisation rettete. Und das Entscheidende ist, dass nur er dazu imstande war.

Er ist die spektakuläre Widerlegung sämtlicher marxistischer Historiker, die meinen, Geschichte sei die Weiterentwicklung riesiger und anonymer Wirtschaftskräfte. Das Buch *Der Churchill-*

Faktor stellt die These auf, dass ein Mann den ganzen Unterschied ausmachen kann.

In den sieben Jahrzehnten seines öffentlichen Lebens erkennen wir immer wieder den Einfluss seiner Persönlichkeit auf die Welt und auf die Ereignisse – auf weit mehr Ereignisse, als derzeit allgemein bekannt ist.

Anfang des 20. Jahrhunderts war er maßgeblich am Aufbau des Sozialstaates beteiligt. Er half, den britischen Arbeitern Arbeitsämter, die Teepause und die Arbeitslosenversicherung zu verschaffen. Er erfand die Royal Air Force und den Panzer, und er beurteilte den Verlauf des Ersten Weltkriegs – und den späteren Sieg seines Landes – ausgesprochen kritisch. Bei der Gründung des Staates Israel (und anderer Länder) war er nicht wegzudenken, ganz zu schweigen von seiner Kampagne für ein vereintes Europa.

In manchen Augenblicken war er der Biber, der einen Damm gegen den Strom der Ereignisse errichtete, und zu keiner Zeit nahm er stärkeren Einfluss auf den Lauf der Geschichte als im Jahr 1940.

Der Charakter ist Schicksal, sagen die Griechen, und dem stimme ich zu. Wenn dem so ist, dann lautet die weitgehende und höchst spannende Frage jedoch: Was macht den Charakter eines Menschen aus?

Welche Elemente verleihen ihm die Fähigkeit, diese gigantische Rolle zu übernehmen? In welchen Schmieden wurden dieser messerscharfe Verstand und eiserne Wille gestählt?

»Was der Hammer? Was die Fessel? Und dein Hirn in welcher Esse?«¹ wie der Dichter William Blake sinngemäß schreibt. Das ist hier die Frage.

Aber sehen wir uns doch zuerst einmal an, was er geleistet hat.

KAPITEL 1

HITLERS ANGEBOT

Wer einen kritischen Moment im letzten Weltkrieg und einen Wendepunkt in der Weltgeschichte sucht, dem kann geholfen werden. Zu diesem Zweck begeben wir uns in eine schäbige Kammer im britischen Unterhaus – es geht ein paar Stufen hoch, durch eine quiet-schende alte Tür, einen schwach beleuchteten Flur entlang, und schon sind wir an Ort und Stelle.

Auf den Plänen des Westminster-Palastes ist der Raum gar nicht verzeichnet, aus naheliegenden Sicherheitsgründen; und in der Regel lassen sich die Führer nicht dazu bewegen, ihn Unbefugten zu zeigen. Genaugenommen existiert eben jene Kammer, die ich meine, gar nicht mehr, weil sie im Laufe des »Blitz« zerstört wurde, aber die Rekonstruktion kommt dem Original ziemlich nahe.

Es handelt sich um eine der Kammern, die vom Premierminister benutzt werden, wenn er oder sie sich mit Kollegen im Parlamentsgebäude treffen möchte. Im Übrigen brauchen wir über das Innere des Raums gar nicht viel zu wissen, denn das lässt sich leicht erraten:

Man stelle sich reichlich grünes Leder und Messingbeschläge vor, dazu eine schwere, grobkörnige Eichenvertäfelung und Pugin-Tapeten und ein paar Drucke, die etwas schief hängen. Außerdem ist die Luft von Zigarrenrauch geschwängert, denn die Rede ist vom Nachmittag des 28. Mai 1940, und zu jener Zeit waren viele Politi-

ker, einschließlich unseres Protagonisten, unermüdliche Tabakkonsumenten.

Wir können davon ausgehen, dass nicht allzu viel Tageslicht durch die verhängten Fenster drang, aber die meisten Briten hätten ohne Weiteres die Hauptpersonen erkannt. Insgesamt waren sieben Männer versammelt: das Kriegskabinet Großbritanniens.

Der Ernst der Krise lässt sich schon daran ablesen, dass sie sich seit drei Tagen fast ununterbrochen berieten. Es war ihre neunte Sitzung seit dem 26. Mai, und sie suchten immer noch nach einer Antwort auf die existentielle Frage, mit der sie und die Welt konfrontiert waren.

Den Vorsitz hatte Premierminister Winston Churchill. Auf einer Seite saß Neville Chamberlain, der Ex-Premier, wie gewohnt mit Stehkragen, steifem Hals und sauber gepflegtem Schnurrbart, eben jener Mann, den Churchill ohne viel Federlesen abgelöst hatte. Ob zu Recht oder zu Unrecht, Chamberlain wurde vorgeworfen, dass er die von Hitler ausgehende Gefahr verhängnisvoll unterschätzt habe und dass seine Appeasement-Politik gescheitert war. Als die Nazis im selben Monat Großbritannien aus Norwegen verjagt hatten, nahm Chamberlain die Schuld auf sich.

Ferner war Lord Halifax anwesend, der hochgewachsene, leichenblasse Außenminister, der mit einer verkümmerten linken Hand auf die Welt gekommen war, die er in einem schwarzen Handschuh versteckte. Archibald Sinclair war da, der Führer der Liberal Party, die Churchill verlassen hatte. Ferner Clement Attlee und Arthur Greenwood, Vertreter der Labour Party, gegen die der Premier einige seiner heftigsten Schmähreden vom Stapel gelassen hatte. Und schließlich führte Kabinettssekretär Sir Edward Bridges Protokoll.

Die Frage, die der Sitzung bevorstand, war sehr einfach, und sie hatten sie in den vergangenen Tagen wieder und wieder durchgekaut, als die Nachrichten immer schlechter wurden. Niemand sprach sie direkt aus, aber jeder wusste wohl, worum es ging: Sollte Großbritannien kämpfen? Hatte es einen Sinn, dass junge britische

Soldaten in einem Krieg starben, der allem Anschein nach bereits verloren war? Oder sollten sich die Briten auf einen Handel einlassen, der durchaus Hunderttausende von Menschenleben retten konnte?

Und wenn man sich damals auf einen Deal geeinigt und der Krieg de facto mit dem britischen Ausscheiden geendet hätte, wäre es womöglich ein Deal gewesen, der das Leben von Millionen Menschen auf der ganzen Welt gerettet hätte?

Ich glaube kaum, dass sich viele Menschen meiner Generation, geschweige denn der Generation meiner Kinder, ganz darüber im Klaren sind, wie nahe wir diesem Szenario waren; wie einfach sich Großbritannien, unauffällig und durchaus mit einiger Berechtigung im Jahr 1940 aus dem Krieg hätte zurückziehen können. Etliche ernstzunehmende und einflussreiche Stimmen plädierten dafür, in »Verhandlungen« zu treten.

Es liegt auf der Hand, warum sie so dachten: Die Neuigkeiten aus Frankreich waren nicht einfach nur schlecht, sie waren unvorstellbar schlecht, und es bestand augenscheinlich nicht die geringste Hoffnung, dass sie besser würden. Deutsche Truppen preschten in Richtung Paris vor und räumten die französischen Verteidigungsstellungen mit einer so geringschätzigen Leichtigkeit aus dem Weg, dass man wirklich meinen könnte, sie würden einer neuen militärischen Herrenrasse angehören. Hitlers Panzer waren nicht nur durch die Niederlande gerollt, sondern auch durch die angeblich unüberwindlichen Schluchten der Ardennen; die lächerliche Maginot-Linie war einfach umgangen worden.

Die französischen Generäle boten ein jämmerliches Bild: weißhaarige Tattergreise mit ihren Käppis à la Inspektor Clouseau. Jedes Mal wenn sie sich auf eine neue Verteidigungslinie zurückfallen ließen, stellten sie fest, dass die Deutschen auf unerfindliche Weise bereits dort angelangt waren; dann fielen die Sturzkampfbomber wie die Erinnyen über sie her und die Panzer rückten wieder gegen sie vor.

Das britische Expeditionskorps war in einem kleinen Gebiet um die Häfen am Ärmelkanal abgeschnitten worden. Eine Zeitlang hatten sie versucht, einen Gegenangriff zu führen; sie waren abgewehrt worden und warteten jetzt darauf, dass man sie von Dünkirchen aus evakuierte. Hätte Hitler auf seine Generäle gehört, dann hätte er die britische Armee damals vernichten können, indem er den Spitzengeneral Guderian und seine Panzer in dieses schrumpfende und fast schutzlose Fleckchen Erde entsandt hätte. Er hätte den größten Teil der britischen Kampftruppen töten oder gefangen nehmen können und damit dem Land die Möglichkeit genommen, weiteren Widerstand zu leisten.

Stattdessen überflog Hitlers Luftwaffe im Tiefflug die Strände, britische Soldaten trieben mit dem Gesicht nach unten im Wasser, viele schossen verzweifelt mit ihren Gewehren in den Himmel, sie wurden von den Stukas niedergemäht. In diesem Moment, am 28. Mai, hielten es die Generäle und Politiker – wenn nicht gar die breite Öffentlichkeit – für sehr wahrscheinlich, dass der größte Teil der Truppen verloren sein dürfte.

Das Kriegskabinett verfolgte fassungslos die größte Demütigung für britische Streitkräfte seit dem Verlust der amerikanischen Kolonien, und es schien kein Zurück zu geben. Es geht einem durch Mark und Bein, wenn man sich die Karte von Europa anschaut, wie sie sich dem Kriegskabinett präsentierte:

Österreich war zwei Jahre zuvor geschluckt worden, die Tschechoslowakei existierte nicht mehr, Polen war zerschlagen worden, und erst in den letzten Wochen hatte Hitler seinen Eroberungen eine beängstigende Liste hinzugefügt. Er hatte Norwegen eingenommen und dabei mühelos die Briten ausgespielt – einschließlich Churchills –, die monatelang einen zum Scheitern verurteilten Plan ausgearbeitet hatten, um ihm zuvorzukommen. Er hatte Dänemark in kaum mehr als vier Stunden besetzt.

Die Niederlande hatten kapituliert, der belgische König hatte in der vorigen Nacht ängstlich die weiße Flagge gehisst, und mit jeder

Stunde, die verging, ergaben sich immer mehr französische Streitkräfte – in manchen Fällen nach einem Widerstand von geradezu wahnwitziger Tapferkeit, in anderen mit einer resignierten und fatalistischen Leichtigkeit.

Die wichtigste geostrategische Erkenntnis vom Mai 1940 war, dass Großbritannien, das Britische Empire, allein war. Es gab keine realistische Aussicht auf Hilfe, jedenfalls keine unmittelbar bevorstehende Aussicht. Die Italiener waren gegen England. Der Faschistenführer Mussolini hatte mit Hitler einen »Stahlpakt« geschlossen und sollte – als es ganz so aussah, dass Hitler nicht verlieren konnte – an dessen Seite in den Krieg eintreten.

Die Russen hatten den widerwärtigen Hitler-Stalin-Pakt unterzeichnet, in dem sie zugestimmt hatten, Polen gemeinsam mit den Nazis aufzuteilen. Die Amerikaner reagierten allergisch auf alle weiteren europäischen Kriege, das war verständlich: Immerhin hatten sie im Ersten Weltkrieg über 56 000 Mann verloren, sogar über 100 000, wenn man die Opfer einer Grippewelle mitzählte. Sie hatten nicht mehr als lauwarmer Sympathiebekundungen aus der Ferne zu bieten; bei aller Redekunst Churchills gab es keinerlei Anzeichen dafür, dass die US-Kavallerie in Kürze zur Rettung angaloppiert käme.

Jeder einzelne in diesem Raum konnte sich ausmalen, welche Konsequenzen es hätte, den Kampf fortzusetzen. Sie wussten alles über den Krieg; einige hatten im Ersten Weltkrieg mitgekämpft, und die grässliche Erinnerung an das Blutbad war erst 22 Jahre alt – zeitlich nicht einmal so weit von ihnen entfernt wie der erste Golfkrieg von uns heute.

Kaum eine Familie in Großbritannien hatte damals nicht einen Trauerfall zu beklagen gehabt. War es richtig – war es fair –, die Menschen aufzufordern, das alles noch einmal durchzumachen? Und wozu?

Den Kabinettsprotokollen zufolge eröffnete wohl Lord Halifax die Diskussion. Er kam sofort zur Sache: mit dem Argument, das er schon seit Tagen immer wieder vorbrachte.

Halifax war eine eindrucksvolle Gestalt: groß, sehr groß, mit seinen über 1,90 Metern überragte er Churchill um eine Kopfgröße – allerdings nehme ich an, dass dieser Vorteil an einem Tisch nicht ganz so stark ins Gewicht fällt. Er war in Eton gewesen und hatte eine glänzende akademische Karriere hinter sich, mit einer gewölbten Stirn, die einem Stipendiaten des All Souls College in Oxford gut zu Gesicht stand. (Churchill, das darf man nicht vergessen, hatte nicht einmal die Universität besucht und war erst beim dritten Versuch an der Militärakademie Sandhurst genommen worden.) Nach dem zeitgenössischen Filmmaterial zu urteilen, sprach Halifax mit einer leisen und melodischen Stimme, allerdings mit der knappen Sprechweise seiner Zeit und Schicht. Er blickte durch dicke runde Brillengläser, und möglicherweise hob er die rechte Hand, zur Faust geballt, um seine Argumentation zu untermauern.

Die italienische Botschaft habe eine Nachricht geschickt, sagte er, dass jetzt der geeignete Moment für Großbritannien sei, über Italien eine Vermittlung anzustreben. Die Information sei über Sir Robert Vansittart eingegangen – es war ein kluger Schachzug, sich auf diesen Namen zu berufen, weil Sir Robert Vansittart ein Diplomat war, der für seine extrem antideutsche Haltung und seine Ablehnung der Appeasement-Politik gegenüber Hitler bekannt war. Die Botschaft war somit so taktvoll und schmackhaft wie möglich verpackt, aber ihre Bedeutung war eklatant.

Das war nicht nur ein simpler Vorstoß seitens Mussolinis: Es war mit Sicherheit ein Signal seines Seniorpartners. Hier streckte Hitler seine Fühler aus, visierte Whitehall an und hatte es letztlich auf das Unterhaus abgesehen. Churchill wusste genau, was da vor sich ging. Ihm war bekannt, dass sich der verzweifelte französische Ministerpräsident in der Stadt aufhielt – und dass er eben erst mit Halifax zu Mittag gegessen hatte.

Herrn Paul Reynaud war klar, dass Frankreich besiegt war; er wusste im Innern, was seine britischen Gesprächspartner kaum glauben konnten: dass die Franzosen über eine Origami-Armee

verfügten. Sie knickten mit geradezu magischer Geschwindigkeit ein. Reynaud wusste, dass er als eine der erbärmlichsten Persönlichkeiten in der Geschichte Frankreichs in Erinnerung bleiben würde und er glaubte, dass, wenn es ihm gelänge, die Briten ebenfalls zur Aufnahme von Verhandlungen zu bewegen, die Demütigung zumindest geteilt und gelindert würde – und dass er eventuell bessere Bedingungen für Frankreich aushandeln könnte.

Die Botschaft – von den Italienern übermittelt, von den Franzosen unterstützt und ursprünglich vom deutschen Diktator ausgehend – lautete also folgendermaßen: Großbritannien solle zur Vernunft kommen und sich mit der Realität abfinden. Der genaue Wortlaut von Churchills Antwort ist nicht bekannt, lediglich die lakonische und womöglich zensierte Zusammenfassung von Sir Edward Bridges ist überliefert. Wir wissen auch nicht genau, welchen Eindruck der Premierminister an diesem Nachmittag auf seine Kollegen machte, aber wir können einige recht solide Vermutungen anstellen.

Laut zeitgenössischen Berichten wies Churchill inzwischen Anzeichen von Müdigkeit auf. Er war jetzt 65, und er trieb seinen Stab und seine Generäle zum Wahnsinn durch die Gewohnheit, – angepornt von Brandy und Whisky – bis in die frühen Morgenstunden zu arbeiten, in ganz Whitehall Papiere und Informationen anzufordern und tatsächlich Sitzungen zu Zeiten einzuberufen, wo die meisten vernünftigen Männer bei ihren Frauen im Bett lagen.

Er trug seine seltsame Tracht aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert, mit der schwarzen Weste und der goldenen Uhrkette und der Nadelstreifenhose – wie ein stämmiger und verkaterter Butler vom Set der Serie *Downton Abbey*. Es heißt, dass er blass und käsig war, und das erscheint durchaus plausibel. Denken wir uns noch eine Zigarre dazu, ein wenig Asche auf der Hose und die Kiefer aufeinander gepresst, im Mundwinkel etwas Spucke.

Er sagte zu Halifax, das könne er getrost vergessen. Wie es im Protokoll heißt: »Der Premierminister sagte, es sei klar, dass es das

Ziel der Franzosen sei, Signor Mussolini als Vermittler zwischen uns und Herrn Hitler zu sehen. Er sei entschlossen, nicht in diese Situation zu geraten.«¹

Churchill erkannte haarscharf, was das Angebot eigentlich implizierte. Großbritannien befand sich mit Deutschland im Krieg, und das seit dem 1. September des vorigen Jahres. Es war ein Krieg um Freiheit und um Prinzipien: er sollte Großbritannien und das Empire vor einer abscheulichen Tyrannei schützen und, wenn möglich, die deutschen Armeen aus den unterworfenen Staaten verjagen. »Gespräche« mit Hitler oder seinen Emissären zu beginnen, »Verhandlungen« aufzunehmen, sich in irgendeiner Form auf Diskussionen einzulassen – das hieß letztlich alles das Gleiche.

In dem Moment, in dem Großbritannien ein italienisches Vermittlungsangebot akzeptierte, würde, wie Churchill wusste, die Stärke des Widerstands nachlassen. Eine weiße Flagge würde unsichtbar über den Britischen Inseln gehisst werden, und der Wille, den Kampf fortzuführen, wäre verpufft.

Deshalb lehnte er den Vorschlag von Halifax ab, und der eine oder andere mag glauben, das sollte reichen: Der Premierminister hatte zu einer Frage gesprochen, in der es um Leben oder Tod der Nation ging; in einem anderen Land wäre die Debatte damit womöglich beendet gewesen. Aber so funktioniert die britische Verfassung nicht: Der Premier ist ein *primus inter pares* – der erste unter gleichen. Er muss bis zu einem gewissen Grad seine Kollegen überzeugen. Um die Dynamik des Gesprächs zu begreifen, muss man sich die Anfälligkeit von Churchills Stellung vor Augen führen.

Er war noch keine drei Wochen Premierminister, und es war längst nicht klar, wer am Tisch seine wirklichen Verbündeten waren. Attlee und Greenwood, die Labour-Delegation, unterstützten ihn im Großen und Ganzen – Greenwood vielleicht noch stärker als Attlee; und das Gleiche lässt sich für Sinclair, den Vertreter der Liberalen, sagen. Aber ihre Stimmen konnten nicht den Ausschlag geben. Die Tories stellten im Parlament die größte Fraktion. Bei sei-

nem Mandat war er auf die Unterstützung der Tories angewiesen – und die Tories waren sich bei Winston Churchill alles andere als sicher.

Seit seinem ersten Auftreten als junger Tory-Abgeordneter hatte er die eigene Partei scharf kritisiert und sich über sie lustig gemacht; dann hatte er sie verlassen und war zu den Liberalen übergelaufen, und obwohl er inzwischen wieder in den Schoß der Partei zurückgekehrt war, hielten zu viele Tories ihn für einen prinzipienlosen Opportunisten. Erst vor wenigen Tagen hatten die Hinterbänkler der Tories unüberhörbar Chamberlain bejubelt, als er die Abgeordnetenversammlung betrat, und waren verstummt, sobald Churchill erschien. Jetzt saß er mit zwei einflussreichen Tories am Tisch: Chamberlain persönlich, dem Lord President of the Council, und Edward Wood, dem ersten Earl of Halifax und Außenminister.

Beide Männer waren früher mit Churchill aneinandergeraten. Beide hatten allen Grund, ihn in seinem Tatendrang nicht nur als Vulkan zu betrachten, sondern auch als (ihrer Meinung nach) irrational und definitiv gefährlich.

In seiner Funktion als Schatzkanzler hatte Churchill seinerzeit Chamberlain mit dem Plan, die lokalen Grundsteuern zu senken – was in Chamberlains Augen die Einkünfte der lokalen Tory-Regierung einschränken würde –, extrem aufgebracht, ganz zu schweigen von der systematischen Schikane über Monate und Jahre hinweg, weil Chamberlain es versäumt hatte, Hitler die Stirn zu bieten. Was Halifax anging, so war er in den 1930er-Jahren der Vizekönig von Indien gewesen und als solcher der Hauptleidtragende von Churchills, in seinen Augen, hochtrabendem und erzkonservativem Widerstand gegen alles, was nach indischer Unabhängigkeit roch.

Außerdem hatte Halifax' politische Stellung noch einen weiteren Aspekt, der ihm, in jenen bitteren Maitagen, eine unausgesprochene Autorität verlieh, sogar über Churchill. Chamberlain hatte am 8. Mai seinen politischen Todesstoß erhalten, als sich viele Tory-Abgeordneten weigerten, ihn in der Debatte um Norwegen zu

unterstützen; und auf der entscheidenden Sitzung am 9. Mai war Halifax der Kandidat des scheidenden Premiers für seine Nachfolge. Chamberlain hatte sich Halifax gewünscht. König Georg VI. wollte Halifax. Viele in der Labour-Partei, im Oberhaus und vor allem auf den Bänken der Tories hätten lieber Halifax als Premierminister gesehen.

Eigentlich hatte Churchill das Amt am Ende nur bekommen, weil sich Halifax selbst aus dem Rennen ausgeschlossen hatte, nachdem er im Anschluss an Chamberlains Angebot erst einmal zwei unbehagliche Minuten lang geschwiegen hatte; nicht nur deshalb, weil es schwierig wäre, die Regierung von dem nicht gewählten House of Lords aus zu leiten, sondern weil er, wie er ausdrücklich sagte, keine Möglichkeit sah, mit Winston Churchill fertig zu werden, solange dieser ungezügelt weiter sein Unwesen trieb.

Dennoch verleiht es einem Menschen mit Sicherheit ein gewisses Selbstvertrauen, wenn er sich vor Augen führt, dass er zeitweilig der bevorzugte Kandidat des Königs für den Posten des Premiers gewesen war. Trotz Churchills eindeutigem Widerstand kehrte Halifax jetzt wieder in den Ring zurück. Was er anbot, war allerdings im Nachhinein betrachtet schlichtweg schändlich.

Die Quintessenz des Ganzen war, dass Großbritannien mit den Italienern Verhandlungen mit dem Segen Hitlers aufnehmen sollte, bei denen die Briten als Gambit etliche Aktivposten hätten opfern müssen – er nannte diese während der Sitzung zwar nicht namentlich, aber vermutlich handelte es sich um Malta, Gibraltar und einen Anteil an den Einnahmen durch den Suezkanal.

Es sagt einiges über Halifax' Dreistigkeit aus, dass er sich für befugt hielt, Churchill diese Vorgehensweise vorzuschlagen. Die Aggression belohnen, indem man Gespräche aufnahm? Britische Besitztümer einem lächerlichen und brutalen Tyrannen wie Mussolini aushändigen?

Churchill wiederholte seine Einwände. Die Franzosen würden versuchen, Großbritannien in Verhandlungen mit Hitler zu ver-

stricken und zur Kapitulation zu veranlassen. Die Briten befänden sich jedoch in einer viel stärkeren Position, argumentierte er, sobald die Deutschen mit dem Versuch einer Invasion gescheitert wären.

Aber Halifax gab sich nicht geschlagen. Sie würden jetzt bessere Bedingungen bekommen, ehe Frankreich aus dem Krieg ausgeschieden war, bevor die Luftwaffe über den Kanal gekommen sei und die britischen Flugzeugfabriken zerstört hätte.²

Heute kommt einem das kalte Grausen, wenn man von dem angeblichen Defätismus des armen Halifax liest; und wir müssen Verständnis für seine Starrköpfigkeit haben und sie ihm verzeihen. Er ist seit der Veröffentlichung des Buches *Guilty Men*, der Anklage Michael Foots gegen die Appeasement-Politik, im Juli 1940 das Ziel einer Rufmordkampagne gewesen.

Halifax war im Jahr 1937 einmal eigens auf den Kontinent gefahren und hatte Hitler persönlich getroffen – zwar hielt er anfangs den Führer (wofür man ihm fast dankbar sein möchte) irrtümlich für einen Lakaien, aber es lässt sich nicht leugnen, dass seine Vertrautheit mit Göring geradezu peinlich war. Die beiden Männer liebten die Fuchsjagd, und Göring nannte ihn – mit einer geradezu widerwärtigen Kumpanei – im Scherz nach dem deutschen Jagdruf »Halalifax«. Aber es ist Unfug, Halifax für einen Apologeten von Nazi-Deutschland zu halten, oder gar eine fünfte Kolonne in der britischen Regierung. Auf seine Art war Halifax ein ebenso überzeugter Patriot wie Churchill.

Er glaubte, eine Möglichkeit zu erkennen, um Großbritannien zu schützen, das Empire abzusichern und Menschenleben zu retten; und damit war er keineswegs allein. In der herrschenden Klasse Großbritanniens wimmelte es nur so von Appeasement-Befürwortern und Nazi-Sympathisanten – zumindest war sie auffällig stark infiziert. Es waren nicht nur die Mitford-Schwester oder die Anhänger des einheimischen Möchtegern-*Duce*, des Faschistenführers Sir Oswald Mosley.

Im Jahr 1936 bemerkte Lady Nelly Cecil, dass so gut wie alle ihre

Verwandten »nett zu den Nazis« waren,³ und das aus einem einfachen Grund: In den Dreißigerjahren hatte der Durchschnittsaristokrat viel mehr Angst vor dem Bolschewismus und der alarmierenden kommunistischen Ideologie der Umverteilung als vor Hitler. Tatsächlich betrachteten sie den Faschismus als ein Bollwerk gegen die Roten, und sie genossen auf höchster Ebene politischen Rückhalt.

Auch David Lloyd George war in Deutschland gewesen und war vom Führer so beeindruckt gewesen, dass er ihn mit George Washington verglich. Hitler sei »ein geborener Führer«, erklärte der verwirrte Ex-Premier.⁴ Er wünschte sich, »einen Mann seiner überragenden Qualität, der heute die Geschicke unseres Landes lenken könnte«. ⁵ Und das vom Helden des Ersten Weltkrieges! Von dem Mann, der Großbritannien zum Sieg über den Kaiser geführt hatte!

Nunmehr war der weißhaarige Hexer aus Wales selbst verhext worden, und Churchills einstiger Mentor war zu einem ausgemachten Defätisten geworden. Vor gar nicht allzu langer Zeit hatten auch die Medien in diesen Chor eingestimmt. Die *Daily Mail* hatte lange Zeit dafür plädiert, Hitler in Osteuropa freie Hand zu lassen, damit er den Bolschewisten die Leviten lese. »Wenn es Hitler nicht gäbe«, so die *Mail*, »dann würde ganz Westeuropa jetzt womöglich nach so einem Recken rufen.«⁶

Die Londoner *Times* war so stark für die Appeasement-Politik gewesen, dass der Chefredakteur Geoffrey Dawson erzählte, wie er stets die Fahnen noch einmal durchging und alles strich, was in irgendeiner Form die Deutschen beleidigen könnte. Der Pressebaron Lord Beaverbrook persönlich hatte Churchill seine Kolumne im *Evening Standard* gestrichen, mit der Begründung, dass er gegenüber den Nazis zu hart sei. Angesehene, liberale Publizisten, Theaterleute wie John Gielgud, Sybil Thorndike und G. B. Shaw setzten die Regierung unter Druck, Gespräche »in Erwägung zu ziehen«.

Natürlich war die Stimmung im vergangenen Jahr gekippt; negative Empfindungen gegenüber Deutschland hatten sich wie zu

erwarten verhärtet und immer stärker ausgeweitet. Ich möchte lediglich darauf hinweisen – zur Rechtfertigung von Halifax –, dass er mit seiner Sehnsucht nach Frieden die Unterstützung vieler Briten aus allen Gesellschaftsschichten hatte. So kam es, dass die Auseinandersetzung zwischen Halifax und dem Premierminister in dieser entscheidenden Stunde weiterging.

Draußen war ein warmer und herrlicher Maitag; die Kastanien blühten bereits im St. James' Park. In dem Sitzungszimmer ging die Diskussion hin und her.

Churchill sagte zu Halifax, dass jegliche Verhandlungen mit Hitler eine Falle seien, durch die sich Großbritannien ihm auf Gedeih und Verderb ausliefere; Halifax erwiderte, er verstehe nicht, was an dem französischen Vorschlag denn so falsch sei.

Chamberlain und Greenwood meldeten sich beide mit der (nutzlosen) Beobachtung zu Wort, dass beide Optionen – weiterkämpfen und verhandeln – riskant seien.

Als es auf fünf Uhr zugeing, erklärte Halifax, dass an seinem Vorschlag überhaupt nichts auch nur im Entferntesten als eine ultimative Kapitulation bezeichnet werden könne.

Churchill sagte, die Chancen, dass man Großbritannien annehmbare Bedingungen anbieten werde, ständen eins zu tausend gegen sie.

Sie waren an einem toten Punkt angelangt; und in diesem Moment griff Churchill – nach Ansicht der meisten Historiker – zu einem genialen Schachzug: Er kündigte an, dass die Sitzung vertagt und um 19 Uhr fortgesetzt werde. Daraufhin rief er das vollständige Kabinett aus 25 Personen zu sich, die Minister aller Ressorts – viele hörten ihn bei dem Anlass zum ersten Mal in seiner Funktion als Premierminister. Man bedenke seine Stellung: Er konnte weder Halifax überzeugen, noch konnte er ihn einfach vernichten oder ignorieren. Erst am Vortag hatte der Außenminister die Kühnheit gehabt, ihm vorzuwerfen, er rede »entsetzlichen Blödsinn«.7 Wenn Halifax zurücktrat, wäre Churchills Stellung schwach: Man konnte

nicht gerade sagen, dass seine ersten Bemühungen als Kriegsherr mit Triumph gekrönt gewesen waren – der Norwegenfeldzug, für den er weitgehend verantwortlich gewesen war, hatte in einem kläglichen Fiasko geendet.

Der Appell an die Vernunft war gescheitert. Aber je größer das Publikum, desto leidenschaftlicher die Stimmung; und nunmehr appellierte er massiv an die Emotionen. Vor dem vollständigen Kabinett hielt er nun eine erstaunliche Rede – ohne jene intellektuelle Zurückhaltung, die er notgedrungen im kleineren Kreis noch an den Tag gelegt hatte. Es war an der Zeit, durch »entsetzlichen Blödsinn« die Stimmung anzuheizen.

Die beste überlieferte Darstellung stammt aus Hugh Daltons Tagebuch, dem Minister für Kriegswirtschaft, und es besteht offenbar kein Grund, ihr nicht zu glauben. Churchill begann ganz ruhig:

Ich habe in den vergangenen Tagen ausführlich darüber nachgedacht, ob es meine Pflicht ist, mit diesem Mann [Hitler] in Verhandlungen zu treten. Aber es wäre dumm zu glauben, dass, wenn wir jetzt Frieden schließen, die Bedingungen besser wären als im Falle eines Kampfes bis zum Ende. Die Deutschen würden unsere Flotte verlangen – und es ›Abrüstung‹ nennen –, unsere Marinestützpunkte und vieles mehr. Aus England würde ein Sklavenstaat werden, auch wenn eine britische Regierung unter Mosley oder seinesgleichen als Marionettenregierung Hitlers eingesetzt würde. Wo würde das enden? Auf der anderen Seite haben wir gewaltige Reserven und Vorteile.⁸

Er endete mit der folgenden, fast schon Shakespeare'schen Steigerung:

Und ich bin überzeugt, dass jeder einzelne von Ihnen aufstehen und mich von meinem Stuhl zerrren würde, wenn ich auch nur einen Moment lang Verhandlungen oder eine Kapitulation in

Betracht zöge. Wenn die lange Geschichte dieser Insel denn zu Ende gehen soll, so lass sie erst enden, wenn jeder von Ihnen in seinem Blut erstickend am Boden liegt.

Nach diesen Worten waren die Männer in dem Raum – laut Dalton und Leo Amery – so bewegt, dass sie jubelten und begeistert schrien; einige liefen sogar um den Tisch und klopfen ihm auf den Rücken. Churchill hatte die Debatte skrupellos dramatisiert und personalisiert.

Hier ging es nicht um ein diplomatisches Kabinettstückchen. Es war eine Entscheidung zwischen dem Schutz des eigenen Landes oder dem Sterben im eigenen Blut. Es war eine Kampfrede am Vorabend der Schlacht, und sie appellierte auf eine urtümliche und primitive Weise an ihre Gefühle. Als das Kriegskabinett um 19 Uhr wieder zusammentrat, war die Debatte entschieden; Halifax ließ seinen Antrag fallen. Churchill hatte die eindeutige und lautstarke Unterstützung des Kabinetts.

Kaum ein Jahr nach dieser Entscheidung – zu kämpfen und nicht zu verhandeln – hatten rund 30 000 britische Männer, Frauen und Kinder ihr Leben verloren, so gut wie alle von deutscher Hand. Wenn man die beiden Alternativen gegeneinander abwägt – ein demütigender Frieden oder ein Gemetzel unschuldiger Menschen –, fällt es schwer, sich vorzustellen, dass ein heutiger, britischer Politiker den Schneid hätte, Churchills Kurs zu wählen.

Selbst im Jahr 1940 gab es keinen anderen, der möglicherweise so eine Führungsrolle übernommen hätte – weder Attlee, noch Chamberlain oder Lloyd George, und ganz bestimmt nicht die ernsthafteste Alternative, der 3. Viscount Halifax.

Churchill nannte Halifax mit einem Wortspiel den »Holy Fox«, teils weil er sehr fromm tat und teils weil er gerne auf die Fuchsjagd ging, aber vor allem weil seine Spitzfindigkeit es mit jedem Fuchs aufnehmen konnte.⁹ Aber wenn der Fuchs auch vieles wusste, so wusste Churchill das eine, worauf es ankam.

Er war bereit, den Blutzoll zu zahlen, weil er in Wirklichkeit die Lage klarer als Halifax einschätzte. Er hatte den enormen und fast schon aberwitzigen Mut, sich einzugestehen, dass ein Weiterkämpfen entsetzlich, eine Kapitulation aber noch schlimmer wäre. Er hatte Recht. Um zu verstehen, warum er Recht hatte, stellen wir uns einmal den Mai 1940 ohne ihn vor.

KAPITEL 2

DAS UNIVERSUM OHNE CHURCHILL

Gehen wir noch einmal zu dem Moment am 24. Mai 1940 zurück, als Heinz Guderian, einer der kühnsten Panzerkommandanten der Geschichte, vor seinem größten Triumph stand. Nach erbitterten Kämpfen haben seine Panzer den Kanal der Aa in Nordfrankreich überquert. Sie legen eine Verschnaufpause ein, die Motoren tuckern sanft in der Sonne, und Guderian bereitet sich auf den entscheidenden Vorstoß gegen die Briten vor.

Seine Beute befindet sich nur noch gut 30 Kilometer entfernt: die 400 000 Mann des britischen Expeditionskorps, die zurückweichen, Angst haben und sich bereits auf die Schmach der Kapitulation gefasst machen. Guderian braucht nichts anderes zu tun, als die mächtigen Maybach-Motoren auf Touren zu bringen und weiter Richtung Dünkirchen vorzurücken; in Kürze würde die britische Armee vernichtet werden. Im eigenen Land hätten die Inselbewohner die Fähigkeit verloren, noch länger Widerstand zu leisten. Da erhält er eine Nachricht aus Berlin – eine Entscheidung, die er später als eine Katastrophe bezeichnen sollte.

Aus Gründen, die nicht ganz geklärt sind, möchte Hitler, dass Guderian Halt macht, abwartet; und wahnsinnig enttäuscht gehorcht der General. In den folgenden Tagen bleibt die britische Lebensader, weil die Evakuierung qualvoll langsam vorankommt, jämmerlich exponiert und pulsiert unter dem Messer der Nazis.

In diesem grauensvollen Kontext berät das britische Kriegskabinett, was es tun soll: verhandeln oder kämpfen. Nehmen wir jetzt einmal Churchill aus der Gleichung heraus.

Denken wir uns einfach eine gigantische Hand wie in den Monty-Python-Filmen, die ihn aus dem rauchgeschwängerten Saal entfernt. Nehmen wir einmal an, dass er schon als junger Mann den Löffel abgab, bei einer der unzähligen Gelegenheiten, als er so tollkühn dem Tod ein Schnippchen geschlagen hatte. Sein geradezu groteskes Glück hatte ihn vor etlichen Jahren verlassen, und er war vom Speiß eines Derwischs durchbohrt oder von einer billigen Muskete getroffen worden oder er war mit einem der primitiven, damaligen Flugapparate abgestürzt oder in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs gefallen.

Das Schicksal Großbritanniens und der ganzen Welt läge folglich in den Händen von Halifax, Chamberlain und den Repräsentanten der Labour und der Liberalen Partei. Hätten sie sich gegenüber Hitler so verhalten, wie der Außenminister es damals vorschlug? Es sah ganz danach aus.

Chamberlain war physisch bereits geschwächt und sollte wenige Monate später an Krebs sterben; und der ganze Sinn seiner Absetzung als Premier bestand darin, dass man ihn sich unmöglich als einen Führer im Krieg vorstellen konnte. Die Haltung von Halifax ist bekannt: Er wollte verhandeln. Die anderen hatten weder den Rückhalt im Parlament noch die kämpferische Aura, um das Land in einem Moment höchster Gefahr zu führen und Hitler gar die Stirn zu bieten.

Es war Churchill – und nur Churchill –, der den Widerstand gegen die Nazis zu seiner politischen Mission gemacht hatte. In einem gewissen Sinn waren seine Proteste gegen Halifax sogar eigennützig.

Er kämpfte um sein politisches Überleben und seine Glaubwürdigkeit, und wenn er Halifax nachgegeben hätte, wäre er erledigt gewesen. Sein Ansehen, sein Ruf, seine Aussichten, sein Ego – alles, was für Politiker so überaus wichtig ist – kamen in dem Plädoyer

für den Kampf zum Tragen; das hat manche Historiker sogar fälschlicherweise verleitet zu glauben, dass es ihm nur um sich selbst ging, nicht um die britischen Interessen.

In den letzten Jahren hat eine hässliche Lawine revisionistischer Schilderungen das Land überrollt, die andeuteten, dass Großbritannien wirklich das hätte tun sollen, worauf so viele Menschen, in allen Gesellschaftsschichten, hofften und wofür sie beteten: einen Handel mit Nazi-Deutschland zu schließen. Es wird argumentiert, dass das Britische Empire und das Nazi-Reich durchaus zu einer friedlichen Koexistenz imstande gewesen wären – und es besteht kein Zweifel daran, dass Hitler vieles sagte, um diese Vorstellung zu nähren.

In den Dreißigerjahren hatte er Ribbentrop auf die Insel geschickt, um dem Establishment Honig um den Bart zu schmieren, noch dazu mit beachtlichem Erfolg. Im Jahr 1938 ließ sich Halifax dem Vernehmen nach Hitlers Adjutant gegenüber zu der Erklärung verleiten, dass er als Höhepunkt seiner Arbeit gerne sehen würde, wie der Führer an der Seite des englischen Königs unter dem Beifall des englischen Volkes in London einzieht.¹

Wie sich zeigte, gab es Mitglieder der Ober- und Mittelschicht, die eine unglückliche Sympathie für den Hitlerismus bekundeten, darunter der ehemalige König Edward VIII. Und selbst jetzt, in diesen dunklen Tagen des Jahres 1940 brachte Hitler mehrmals seine Bewunderung für das Britische Empire zum Ausdruck, sowie seine Auffassung, dass es nicht im deutschen Interesse sei, Großbritannien zu zerschlagen – weil davon lediglich rivalisierende Mächte wie Amerika, Japan und Russland profitieren würden.

Die Engländer seien ebenfalls Angehörige der arischen Rasse, nahmen viele Landsleute an – wenn auch vielleicht nicht ganz mit dem gleichen Erbgut wie die teutonische Variante. Großbritannien und sein Empire konnten als eine Art Juniorpartner überleben, von großem historischen Interesse, aber im Grunde verweichlicht: die Griechen des nationalsozialistischen Roms.